

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 105 (1979)
Heft: 37

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

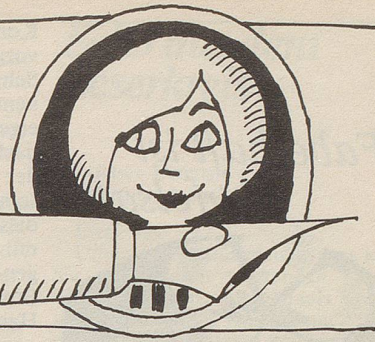
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Stoisch

Es gibt noch Kinofreuden. Davon kann ich ein Loblied singen.

Ehrlich gestanden: früher kamen auch über meine Lippen Klagelaute, die sich sogar, mit Zeitungspapier rascheln untermalt, in einem geharnischten Artikel gegen Störenfried und Möchtegern niederschlugen. Ach, wie seufzte ich ob der Qualen, die mir baumlange Vor- und wortreiche Umsitzende bereiteten!

Mein Zorn traf vollrhythmisierete Hintermänner ebenso wie ellbogenfreie Nebenfrauen. Zusammenfassend lässt sich – tadelnd – feststellen: Mir fehlte bisher im Anblick der (Breit-)Leinwand jegliches Verständnis für ausserfilmische, menschliche Regungen. Wo ich thronte, um gen Hollywood, Paris oder Rom zu blicken, war, ausgenommen Starren, jede Tätigkeit verpönt. Dennoch – heute bin ich versucht zu schreiben: deshalb – irritierte mich stets eine in ihrer akustischen Vielfalt phantastische Geräuschkulisse, die ich nicht einmal meinem schlechtesten Freund vor die Gehörmuschel wünschte. Das scharfte rings, kratzte, raschelte, tuschelte, klatschte, grölte, schrie, pfiß, dass weder meine flehentliche Bitte um Ruhe noch mein donnerndes Fluchen eine Chance hatte, auf offene Ohren zu stossen. Ein einziges Mal drang meine Klage bis zu einem heftig gurrenden Liebespaar durch. Da wandte sich Romeo zu mir und fragte aufreizend nett: «Warum wollen Sie überhaupt etwas vom Filmton hören? Der Streifen trägt doch Untertitel!» Mit so viel Naivität konfrontiert, blieb selbst ich die Antwort schuldig.

Seit gestern bin ich nun allerdings – nach Jahren körperlich-seelischer Leiden – mit der Welt des Lichtspiels versöhnt. Mehr noch: ich empfinde Respekt vor einem ganz bestimmten Cinéasten.

Das kam so: Am geschenkt-freien Nachmittag beschloss ich, mir das Meisterwerk des Starregisseurs F. anzusehen. Zu diesem Behufe musste ich mich ins Haus Nummer 16 am R.-Platz begeben. Das wäre kein Problem gewesen, hätte ich mich in der Stadt aller Städte besser auskannt. Weil ich indes lediglich die Himmelsrichtung ahnte, spürte ich – ganz Ilse – falsch, schwenkte nach links an-

statt nach rechts und fand die Hochburg der Zelluloidkunst erst, als die Vorstellung bereits begonnen hatte. Das schreckte mich zwar, jedoch nicht ab, sondern er-. Mit anderen Worten: ich begehrte zägend Einlass. Er wurde mir gewährt, und freudig strebte ich dem Zuschauerraum entgegen. In der Garderobennische begannen meine Schwierigkeiten, denn kein Taschenlampenstrahl wies mir den Weg. Nacht verschlang sämtliche Konturen. Mit mehr Glück als Sehkraft vermied ich es, den Schirmständer zum Fussball zu machen, teilte dann zitternden Armes den Trennvorhang und betrat das gefährlich schwarze Parkett. Wieder pure Dunkelheit. Was sollte ich tun? Zwei Stunden lang stehen bleiben? Diese Parforce-Leistung traute ich mir nicht zu. Also sitzen! Gerne. Wo? Auf leisen Sohlen näherte ich mich der hintersten Sesselreihe, witterte einen freien Platz, tastete mich, kontrollierend, vor – und erstarrte: ich hatte Haut berührt. Stok-

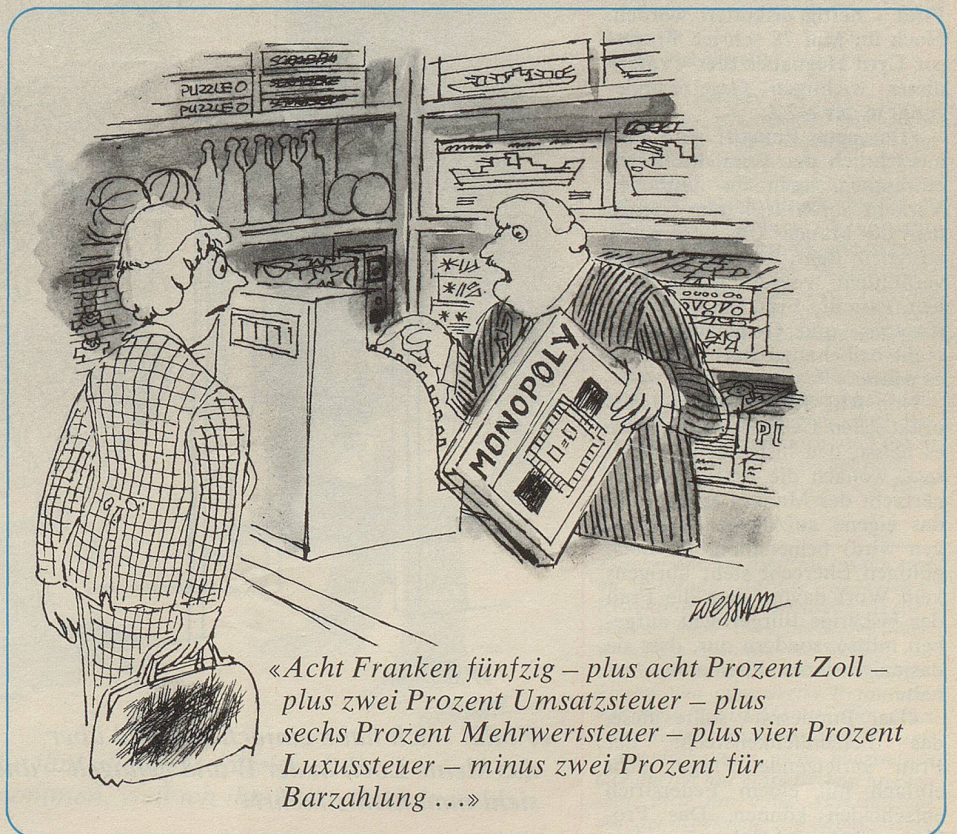
kend flüsterte ich eine Entschuldigung, forschte dann schüchtern, ob noch irgendwo eine Lücke klappte. Da bewegte sich etwas zur Seite. Der befangene Mensch räumte das Plüschfeld. Ich durfte mich niederlassen und die Leinwandrealität genießen.

Anfänglich vermochte ich mich kaum zu konzentrieren. Immer wieder schielte ich nach meinem Opfer, um herauszufinden, wie der Mann meinen kühnen Griff nach seiner Denkerstirn verkraftete. Allmählich fand ich Ruhe; denn der edle Mensch lehnte wie ein geübter Stoiker im Polster. Kein Zeichen des Unmuts. Kein Stöhnen der Unlust. Nichts.

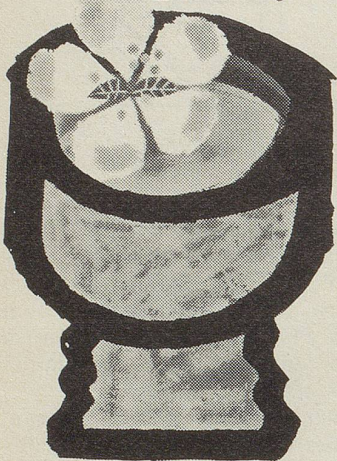
Ich konnte und kann es nicht fassen. Tief schämte ich mich meiner einstigen Wutanfälle. Heilig schwor ich mir, dem jungen Kavalier alter Schule auf dem Pfad des Gleichmuts zu folgen.

Als mir, beim Verlassen des Hauses Nummer 16, ein Elefant auf die Zehen trat, lächelte ich milde.

Ilse



Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

Doppelt genäht ...

Im Zuge der Revision des Eherechts ist über den nach der Heirat zu führenden Namen – den des Mannes oder den der Frau – heftig diskutiert worden. Noch im Mai 78 schrieb Professor Cyril Hegnauer (der «Vater» dieser wichtigen Gesetzesänderung) in der NZZ:

«Der neue Entwurf wird voraussichtlich der Frau das Recht einräumen, auch im amtlichen Verkehr ihren früheren Namen dem des Mannes vor- oder nachzustellen. Beim Bürgerrecht wird vermutlich vorgeschlagen werden, dass die Frau ihr bisheriges Kantons- und Gemeindebürgerrecht beibehalten darf, wenn sie es will.»

Nun will der Bundesrat, «aus praktischen Ueberlegungen», wie es heisst, den bisherigen Grundsatz, wonach die Frau das Bürgerrecht des Mannes erhält (und das eigene aufzugeben gezwungen wird) beibehalten. Im noch gültigen Eherecht steht übrigens kein Wort davon, dass die Frau das bisherige Bürgerrecht aufgeben müsse, sondern nur, dass sie dasjenige ihres Ehemannes erhalte.

«Der Bundesrat» sollte diese, das Persönlichkeitsrecht der Frau verletzende Frage nicht einfach mit einem Federstrich entscheiden können. Das Problem müsste der Eidgenössischen

Kommission für Frauenfragen vorgelegt werden. – Welche Schwierigkeiten können bei einem Doppelbürgerrecht denn eigentlich entstehen? Warum darf der Ehemann nicht Bürger der bisherigen Heimatgemeinde seiner Ehefrau werden, wenn er dies wünscht? Würde sich auch nur eine einzige Gemeinde dagegen wehren, so zu einem neuen Bürger zu kommen, wenn die Heimatgemeinde des Ehemanns gegen die neue, angeheiratete Bürgerin ebenfalls keinen Widerspruch erhebt?

Knaben und Mädchen können von ihren Eltern Doppelbürgerrechte erben. Warum soll dann, wie es der Bundesrat bestimmt, diese «Doppelrolle» nach der Heirat nicht ebenso natürlich und möglich sein? Das Selbstbestimmungsrecht der Frau darf der Bundesrat im neuen Eherecht nicht willkürlich ablehnen. Die Frau ist jetzt staatsbürgerlich gleichberechtigt und will sich nicht mehr bevormunden lassen.

Die Frage des Doppelbürgerrechts dürfte kein Hinderungsgrund dafür sein, dass das neue Eherecht vom Volk – auch von den Frauen! – angenommen wird. Ich spreche die Hoffnung aus, dass sich die Frauen einst an der wichtigen Abstimmung über das neue Eherecht mit grosser Mehrheit beteiligen und dazu ja sagen werden. *Elsbeth*

Es war einmal ...

Meine Vorfahren waren Jäger, und meine Brüder haben ihre Jagdlust geerbt. In unserem 400 Jahre alten Bauernhaus waren mehrere Jagdgewehre vorhanden. In der Fruchtkammer stand eine Fuchsfalle. 60 Jahre sind es her, dass meine Brüder, kaum 20 Jahre alt, wilderten. Es war Stangenbohnenzeit. Eines Abends flüsteren mir die Brüder zu: «Willst mitkommen, heute nacht, in den Bohnenblätz? Wir stellen die Fuchsfalle.» In der Nacht vorher war ein Fuchs auf den Hof gekommen, war in den Hühnerstall eingedrungen und hatte einige Hühner gestohlen. Schaurig sah am Morgen das verstreute Gefieder auf dem Hühnerhof aus! Natürlich wollte ich mit, um den Fuchs erlegen zu helfen. Er tat mir nicht leid; ich hatte nur Erbarmen mit den Hühnern, die einen so furchtbaren Tod erleiden mussten. In jener «Jagd»-Nacht erlebte ich das grausige Spiel allerdings nicht. Wir sahen den Fuchs nur im Mondschein um die hohen Bohnenstangen rasen.

Ein andermal rüttelte mich ein Bruder wach: «Steh auf, wir haben ein Reh geschossen. Es liegt auf dem Küchenboden. Du musst aufputzen helfen, wenn wir es ausgewaidet haben.» Diesmal wollte ich nichts mit der Sache

zu tun haben und drehte mich auf die andere Seite ...

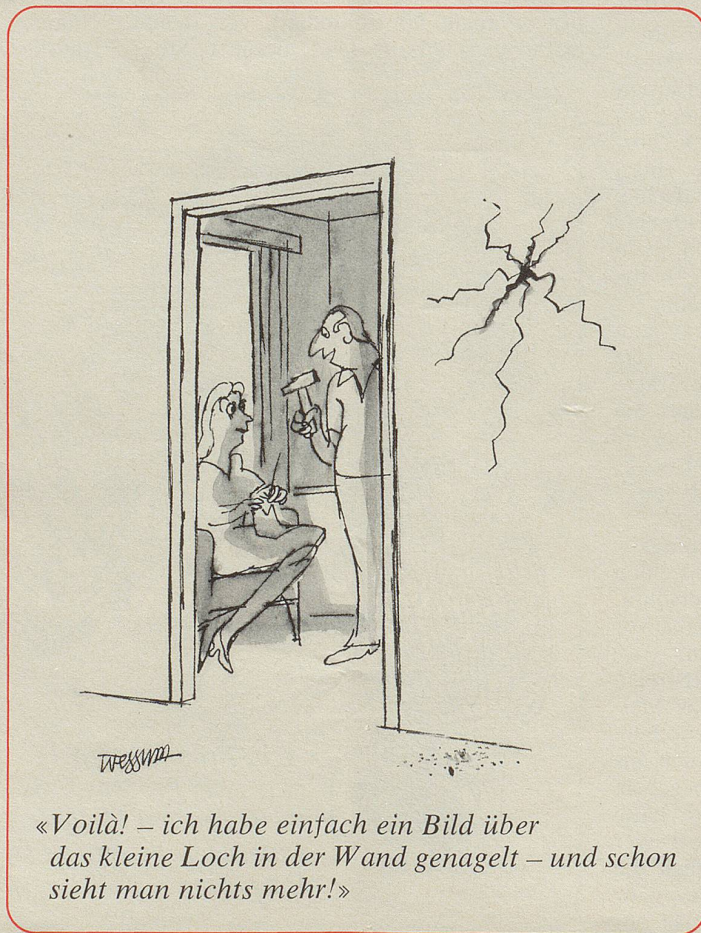
Natürlich stand unsere Mutter wegen dieser Missetaten furchtbare Aengste aus. Oft hörte ich sie sagen: «Wenn euer Vater noch leben würde, würde er euch das verbotene Handwerk legen.» Mutter und ich assen aus Protest kein gewildertes Fleisch. Die Brüder indes verzehrten die Beute, damit sie schnell wegkam. Alle drei Brüder verstanden es, Hasen- und Rehpfeffer zuzubereiten. Später nahmen zwei Brüder Vernunft an und bekämpften ihren Jagdtrieb. Aber meinen Lieblingsbruder zog es nachts, wenn die Sterne glänzten, auf den Anstand. Stundenlang konnte er in Schnee und Kälte verharren.

Es war Karfreitag, Mutter ging mit uns in die Kirche. Heinrich durfte das Haus hüten, musste aber das Pferdegeschirr polieren. Als es zum zweitenmal in die Kirche eingeläutet hatte, nahm Heinrich sein Gewehr – in jede Busentasche eine Hälfte. So eilte er in den Wald an seinen gewohnten Baumstamm. Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter. – Der Wildhüter hatte ihn ertappt. Heinrich musste ihm sofort das Gewehr abliefern. Der Wildhüter war kein böser Mann, ein Bauer wie jeder andere auch. Einige Tage später bekam unsere Mutter ein Schreiben vom Bezirksgericht, sie wollten noch einmal ein Auge zudrücken. Allerdings musste eine Busse von Fr. 500.– bezahlt werden. Im Schreiben stand, noch vorhandene Gewehre müssten sofort aufs Gericht gebracht werden. Heinrich behielt ein uraltes Stutzengewehr zurück. Er wickelte es in einen alten Kartoffelsack und vergrub es im Schopf. – Dieser Bruder wollte nicht Bauer werden, sondern Ingenieur.

Es war ein Jahr nach seiner Matura, da übermannte ihn wieder die Lust am Wildern. Zwischen Weihnachten und Neujahr hörte er eines Nachts das Bellen eines Fuchses, das ihn nicht schlafen liess. Da holte er das Gewehr hervor und eilte fort. In jener Nacht zog sich der Bruder eine Lungenentzündung zu, an der er nach sieben Tagen starb.

Unsere Grossmutter zitierte oft den Spruch: «Wer fischt, vogelt und jagt, kommt um alles, was er hat.» Sie wollte damit sagen: Bauer ist Bauer, nicht Jäger noch Fischer. Lasse die Vögel leben, anderes ist Müssiggang.

Rosel Luginbühl



«Voilà! – ich habe einfach ein Bild über
das kleine Loch in der Wand genagelt – und schon
sieht man nichts mehr!»

Das Ende der Welt

Vor einem Jahr zogen sie zum erstenmal allein in die weite Welt – Ferien – Interrail –

Trampersack – Zelt – Träume und Erwartungen: unsere damals 17jährige Tochter mit drei Kolleg(inn)en aus derselben Schule. Im grossen Gepäck führten sie eine Unmenge guter Wünsche und Ermahnungen mit, die unsere Karin sehr unwillig quittiert hatte. Abreise – Herzklopfen – aufsteigende Tränen – gute Reise – auf Wiedersehen.

Zu Hause sassen wir Eltern, kursbuchbewehrt – das erste Ziel, London, kannten wir – und verfolgten die Reiseroute. Da kam aber der Zeitpunkt, an dem das Kursbuch nichts mehr nützte – die vier waren in London eingetroffen. Ich kämpfte gegen ein Gefühl der Unsicherheit, das sich in meinem Mutterherzen breit machen wollte. Aber zu Karins Ausrüstung gehörte auch eine «unfehlbare» Adresse von Geschäftsfreunden in London, wo sie der vorsorgliche Vater bereits angemeldet hatte. Zudem war ihr London seit einem Aufenthalt «unter Aufsicht» nicht ganz fremd. Also – Vertrauen – sie reiste ja nicht allein.

Dann – das Telefon – nein, nicht Karin meldete sich, die Mutter ihrer Kollegin Maddy, in grösster Aufregung. Ihre Tochter habe versucht zu telefonieren, «Hallo Mami», habe sie verstehen können – dann sei dem Mädchen der Hörer entrissen worden. Ich tröstete sie und versicherte ihr, dass mein Mann unverzüglich bei seinen Geschäftsfreunden nachfragen werde. Anrufe bei den Eltern der anderen Kollegen, die unsere Befürchtungen keineswegs teilen wollten. Ich kramte Fluggutscheine hervor und studierte den Flugplan, bevor ich mich, nach dem Bescheid aus London, es sei niemand aufgetaucht, mit der unglücklichen Mutter von Maddy in Verbindung setzte. Ihr Mann fliege mit, beteuerte sie. Er habe Maddy vor der Abreise versprochen, er werde sein ganzes Vermögen opfern, um sie am Ende der Welt abzuholen, wenn sie jemals in Gefahr sein sollte.

Weder Vermögen noch Fluggutscheine wurden gebraucht. Gegen Abend trafen die ersehnten Telefonate ein. Die vier waren in einer Zeltstadt in Londons Umgebung fürs erste gut untergebracht und beabsichtigten, nach ein paar Tagen Weltstadt weiter nach Norden zu fahren. Am Abend zuvor habe Maddy probiert, zu Hause anzurufen, doch seien ihr die Tücken der englischen Telefonautomaten noch nicht vertraut gewesen – und sie hätten einfach kein Kleingeld mehr gehabt.

Aufatmen ringsum.

Nach drei Wochen kehrten alle zufrieden und mit guten Erinnerungen heim. Jetzt reisen sie wieder. Diesmal geht Kathy

mit. Ich erkundigte mich nach Maddy. «Ach, das weisst du noch nicht? Sie kann sich dieses Jahr keine Ferien leisten. Sie braucht das ersparte Geld für ihren täglichen Unterhalt. Bei einer Diskussion mit dem Vater hat sie sich gestattet, ein paar Meinungen zu äussern, die mit seinen Ansichten nicht übereinstimmten. Der Rest waren Beschimpfungen und Schläge. Da zog sie es vor, bei einer Kollegin Unterschlupf zu suchen.»

Für mich ist diese Geschichte unbegreiflich. Ist der Schritt so klein, von einem Ende der Welt zum andern?

Voli

Niederlage nach Punkten

Wir wollen die Existenz der kleinen Geschäfte in der Nähe nicht gefährden und kaufen darum fast nur im einzigen «Tausendsachen-Laden» am kleinen Ferienort und daheim im Tante-Emma-Laden um die nächste Ecke ein. Also erwerben wir

durchwegs Markenartikel, grösstenteils mit Gutscheinen, die ebenfalls bezahlt werden, und die ich beanspruche. Junge Verwandte und verschiedene humanitäre Werke sind freudige Abnehmer.

Neuerdings sind aber die Bons nicht an der bezeichneten Öffnungslasche, zum Beispiel der Waschmittelpackungen, sondern auf der Rückseite aufgedruckt. So kann man den oft grosszügigen Punktegutschein erst nach Leerung des Paketes mit Mühe aus dem dicken Karton heraus schneiden, wenn er nicht gar vergessen wird. Bei andern Produkten wie Glace und Käse ist der Bon auf beschmutzter Folie angebracht oder so klein, dass man ihn übersieht – wie bei Essig und Schuherème. Man bekommt das Gefühl, die Markenartikelfabrikanten wollen einem das Punktesammeln verleiden, obschon noch immer aufwendig für die «Gratisbons» geworben wird. – Wäre die Abschaffung dieser Gutscheine, mit entsprechendem, kleinem Preisabschlag, nicht ehrlicher?

Berthe

Echo aus dem Leserkreis

«Weiche» Drogen (Nebelspalter Nr. 32)

Liebe Ilse

Unter der Voraussetzung, dass ich Sie nicht falsch verstanden habe, bin ich versucht, zu sagen (als Kommentar zu Ihrem Kommentar): Als erfahrene Schweizerin muss ich antworten, dass es keine Kriege gibt.

Dollys Artikel hat mich (ich muss das Wort brauchen) erschüttert. «... Aufsicht, Gehorsam gegenüber den Eltern, ... Ordnung, Arbeit, Disziplin, Opferwille, Geduld...» Auch bei mehrmaligem Durchlesen habe ich das Wort Liebe nirgends gefunden. Harte Drogen. Sie lassen sich klar feststellen. Trinken, Rauchen, Putzwut, Sex, Arbeit können auch Drogen sein. Drogen, von denen oft niemand weiss. Jahrelang konsumiert. Von denen, die nach «Zucht und Ordnung» schrien und noch schreien.

Es braucht ein breit gefächertes Wissen, so meine ich, um die Probleme der Menschheit – nicht nur der Jugend – einigermassen zu verstehen. Aus eigener Erfahrung und durch die Erfahrung mit dem «Nächsten» muss ich sagen: Ich sehe nur das grosse Leid und die Krankheiten unserer «zivilisierten» Gesellschaft. Kein Urteil. Versuchen zu verstehen. In gewissem Sinne auch keine «Schuld» der Eltern. Eines der empfehlenswertesten Bücher auf diesem Gebiet: «Der Urschrei», von Arthur Janov.

Aha, beeinflusst, werden Sie jetzt denken. Nein – nur Bestätigung der eigenen Erfahrung(en).

Lucy

Bedrückt (Echo Nebelspalter Nr. 32)

Liebe Thérèse

Ja, auch ich möchte sehr gerne wissen, wie viele Leserinnen und Leser sich wirklich ...

Unser «Fräulein Eigenmann», das sich in der Nebi-Ausgabe Nr. 32 als «erfahrene Tochter» (?) vorstellt, sich in einem absolut nichtssagen-den Leitartikel über Stützstrumpfhosen auslässt und durch eigenes Verhalten in der Strassenbahn mit Herr und Hund «zusammenstösst», kann mir nur leid tun.

Dies alles atmet rundherum Nörgelei und Feindseligkeit aus – die gesucht und anscheinend auch gefunden wird – und mich als Leserin auf die Dauer mehr als bedrückt.

Lilly



«Ich habe ihm alle seine Süssigkeiten
weggenommen, weil ich ihm Diät verordnete!»

Zuschriften für die Frauenseite sind an folgende Adresse zu senden: Redaktion der Frauenseite, Nebelspalter, 9400 Rorschach. Nichtverwendbare Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen ein frankiertes und adressiertes Retourcouvert beigelegt ist. Manuskripte sollen 1 1/2 Seiten Maschinenschrift mit Normalschaltung nicht übersteigen und dürfen nur einseitig beschrieben sein. Bitte um volle Adressangabe auf der Rückseite des Manuskripts.